

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 250

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



1



2

Im «Ziferblatt» zahlt man für die Zeit

Die Ukraine steht auf der Schwelle zum Bankrott, doch gesellschaftlich und kulturell bewegt sich einiges – Michael Sarbach über seine Reise in das krisengeschüttelte Land an der Grenze zur EU.

TEXT: MICHAEL SARBACH, BILDER: SANDRO BÜCHLER

Als im Februar 2014 die Krim-Krise mit der Besetzung des Parlaments ihren ersten Höhepunkt erreichte und kurze Zeit später die russische Armee die Kontrolle über die Halbinsel übernahm, war mein letzter Krim-Besuch gerade mal knapp vier Monate her. Kurz darauf brach der Krieg im Osten des Landes aus. Er dauert bis heute an und hat bislang rund 17'000 Verletzte und an die 7'000 Menschenleben gefordert. Darüber, dass die russische Staatsführung und ihre Streitkräfte seit Beginn eine wesentliche Rolle auf der Seite der prorussischen Separatisten spielen, besteht heute kein Zweifel mehr.

Die Annexion der Krim und der Krieg im Osten des Landes haben einmal mehr gezeigt, wie diametral sich die Berichterstattung der westlichen und russischen Medien entgegenstehen. In diesem Sommer wollte ich mir darum unbedingt ein eigenes Bild der Lage vor Ort machen. Wegen der anhaltenden Kriegshandlungen musste ich den Osten leider weglassen. Zudem wurde mir von ukrainischen Freunden berichtet, dass es nach wie vor praktisch unmöglich sei, vom Festland aus auf die besetzte Krim zu gelangen; selbst mit einem russischen Visum.

So besuchte ich zusammen mit einem guten Freund während knapp drei Wochen einige ausgewählte Städte in der West- und Südukraine: Kiew als Hauptstadt, politisches Zentrum und Schauplatz der Proteste, Odessa als grösste Stadt in der Südukraine mit einer überwiegend russischsprachigen Bevölkerung, Satoka als typischen Badeferienort am Schwarzen Meer und zuletzt Lviv, eine klar westlich orientierte Stadt.

Kein Geld fürs Konzert

Schon der erste Eindruck bestätigt, was in den Medien zu lesen war und meine Freunde aus der Ukraine berichteten: Die ukrainische Wirtschaft befindet sich im freien Fall. Die Landeswährung Hryvna hat einen Tiefststand erreicht, und wie sich herausstellt, schlagen sich etliche meiner Bekannten inzwischen entweder mit Gelegen-

heitsjobs durch oder sind arbeitslos. Die vormalig weit verbreitete Angst vor einer russischen Invasion scheint kaum mehr ein Thema zu sein, allerdings ist auch nicht mehr viel zu spüren von der Aufbruchsstimmung nach den ersten Protesten. Man scheint auf dem harten Boden der wirtschaftlichen Realität angekommen zu sein.

So aufgeräumt wie der Majdan-Platz im Herzen von Kiew inzwischen wieder ist, so aufgeräumt scheint auch die Stimmung in der Bevölkerung. Die Enttäuschung über die politische Situation und die Regierung unter Präsident Poroschenko wächst. Viele haben das Vertrauen in die Politik verloren und versuchen schlicht und einfach, das Beste aus ihrer Lage zu machen, irgendwie an Geld zu kommen und ihr Leben so gut es geht zu leben.

Beispielweise Dennis und Aline: Sie nehmen uns zwar an ein Konzert mit, bleiben selber aber, wie die meisten Gäste, draussen – weil das Geld nicht für den Eintritt (von umgerechnet einem Franken) reicht. Ein ähnliches Bild zeigt sich in den zwar weitherum bekannten, aber unüblich schlecht besuchten Clubs von Odessa und am Heimspiel von Karpaty Lviv. War das Fussballstadion bei meinem letzten Besuch noch prall gefüllt, sind die Sektoren dieses Mal grösstenteils leer. Unser Fahrer, Misha, ist eigentlich gar kein Taxifahrer, aber unendlich dankbar, dass er dank der Fahrt für uns einen Teil seiner Schulden beim Tankstellenbetreiber bezahlen kann.

Sasha, getroffen am Streetfood-Festival in Kiew, sinniert darüber, ob es nun angemessen sei zu feiern, wo doch zur gleichen Zeit im Osten des Landes Menschen im Krieg sterben. Das zeigt die zunehmende Unsicherheit und die Schwierigkeit, mit der aktuellen Situation umzugehen. Auch weit weg vom Konfliktgebiet ist der Krieg präsent. Nicht zu übersehen sind die vielen Soldaten, die wohl ein paar Tage frei haben und ihre Erlebnisse an der Front in billigem Alkohol zu ertränken versuchen, die bettelnden Kriegsveteranen und die unzähligen von den Menschen liebevoll hergerichteten Gedenkstätten für die Toten der Majdan-Revolution und des Krieges.



3

Die Szene blüht in besetzten Gebäuden

Im Gegensatz dazu scheint die Zivilgesellschaft inzwischen etliche Aufgaben der Regierung zu übernehmen: Familien nehmen Flüchtlinge aus dem Konfliktgebiet auf, am Majdan wird fleissig Geld für Armeeausrüstung gesammelt, Kleider- und Lebensmittel-sammlungen inklusive Transport und Verteilung werden organisiert – man hilft sich gegenseitig, wo es nur geht. Auch in kultureller Hinsicht bewegt sich trotz politischer und gesellschaftlicher Krise einiges. Zwar muss ich enttäuscht feststellen, dass die meisten meiner Lieblingslokale – gerade in Kiew – inzwischen geschlossen wurden, dafür sind diverse neue, kleine, improvisierte Bars und Kulturlokale entstanden. In leerstehenden Gebäuden, in Gärten oder in alten Industriehallen werden Jam-Sessions oder Lesungen organisiert, Bilder, Wandmalereien, Fotografien und Skulpturen lokaler Kunstschaffender ausgestellt und innovative Gastronomiekonzepte ausprobiert.

Neben den liebevoll eingerichteten Bars und Cafés in besetzten Gebäuden gibt es zum Beispiel das «Ziferblat», mehr Loft als Café, mit Büchern, unzähligen Gesellschaftsspielen, Instrumenten zur freien Benutzung und sogar Betten zum Ausruhen. Bezahlt werden dort nicht etwa die Getränke und Snacks, sondern die Zeit, welche man im Lokal verbringt.

In Satoka sind die grösseren Clubs leer oder ganz geschlossen. Dafür werden Openair-Bars direkt am Strand aufgebaut, wo man im Sand bis zum Sonnenaufgang tanzen kann. In der Bierhochburg Lviv hat ein junger amerikanischer Bierbrauer mit lokaler Hilfe eine Brauerei samt mehrstöckigem Gastronomiekomplex eröffnet, was sich schnell zu einem pulsierenden Spot der nach wie vor sehr lebhaften und innovativen Beizenszene der Stadt entwickelt hat. Auffällig sind auch die vielen Strassenkünstler, Tänzer, Malerinnen, Skateboarder oder Musikerinnen, besonders an den Sonntagen, wenn in den Zentren der grossen Städte die Stras-



4

- 1 Im «Taxi» – man versucht, irgendwie zu Geld zu kommen
- 2 Schlecht besuchtes Heimspiel von Karpaty Lviv, höchste Liga der Ukraine
- 3 Am Strand von Satoka
- 4 Metalkonzert in einem alten Industriegebäude ausserhalb von Kiew

sen für Autos gesperrt und für den Langsamverkehr freigegeben werden. Trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer angespannten finanziellen Situation lassen es sich die Ukrainerinnen und Ukrainer nicht nehmen, ausgiebig zu flanieren, ein gutes Fest zu feiern oder an den Strand zu fahren. Dabei sind die Menschen genauso freundlich, hilfsbereit und zuvorkommend, wie sie es in den besseren Zeiten waren.

Angst vor dem Winter

Das alles täuscht über eine Sache aber nicht hinweg: Sollte sich demnächst nichts ändern, droht der Ukraine eine schwere humanitäre Krise. Das Land steht kurz vor einem Staatsbankrott. Die Kosten des Krieges blockieren dringend notwendige Investitionen und die Mittel, selbst für minimale Sozialleistungen, fehlen. Zudem sieht sich die Bevölkerung mit monatlich steigenden Gaspreisen konfrontiert. Die Internationale Energieagentur (IEA) befürchtet eine Energiekrise; für eine flächendeckende Strom- und Gasversorgung im kommenden Winter gäbe es keine Garantie, heisst es.

Trotzdem scheint man die Ukraine einmal mehr sich selber zu überlassen. Zwar gewährt man dem Land nach wie vor grosszügig Kredite, jedoch nur unter strengen Reform-Auflagen, die ein derart kriegsgebeuteltes Land kaum erfüllen kann. Die Ukraine ist längst zum Spielball zwischen der EU und Russland geworden, die das zweitgrösste Land Europas einseitig an sich binden wollen. Das alles passiert direkt an der Grenze zur EU – über mögliche politische und humanitäre Konsequenzen scheint sich niemand ernsthaft Gedanken machen zu wollen.

Michael Sarbach, 1981, hat Politikwissenschaften an der Universität Zürich studiert. Der Kulturaktivist, Musiker und Stadtparlamentarier aus Wil hat die Ukraine in den letzten 10 Jahren regelmässig bereist.



Blau im Land der schwarzen Berge

TEXT UND BILDER: CATHRIN CAPREZ

An der Grenze zwischen Kroatien und Montenegro stauen sich die Fahrzeuge in der Vormittagshitze. Ein silbergrauer Porsche Carrera mit österreichischem Kennzeichen hat die Kolonne zum Stocken gebracht. Ein stämmiger Zöllner mit Gelfrisur diskutiert mit dem Fahrer des Porsches, begutachtet einen Zettel, und winkt den gestikulierenden Fahrer dennoch zur Seite. Keine Papiere, kein Einlass – zumindest nicht ohne eine «Zuwendung». Willkommen in Montenegro.

Das kleine Land an der Adriaküste, gerade mal ein Drittel so gross wie die Schweiz, feiert nächstes Jahr seine zehnjährige Unabhängigkeit von Serbien. Anders als bei seinen Nachbarn Bosnien-Herzegowina oder dem Kosovo verlief der Übergang in die Unabhängigkeit friedlich. «Crna Gora» heisst das Land auf Montenegrinisch; eine Sprache, die kratzt und zischt. Im jungen Montenegro wurde erst die deutsche Mark, dann der Euro eingeführt, ohne dass das Land der EU angehört.

Montenegros Küste ist ein Traum – und die Erklärung dafür, warum das Land wirtschaftlich vor allem auf den Ausbau des Tourismus setzt. Die Küstenstrasse verläuft eingeklemmt zwischen den steil ins Meer abfallenden Bergflanken und dem tiefblauen Meer. Angeblich ist das Wasser hier so sauber wie nirgends sonst an der Adria. Kurz nach der kroatischen Grenze schneidet der Fjord von Kotor ins Landesinnere. Er ist so tief, dass ihn selbst grosse Kreuzfahrtschiffe problemlos befahren und direkt vor dem gleichnamigen Städtchen ankern können. Die alte Hafen- und Handelsstadt wird von einer spektakulären Stadtmauer gesäumt, die hinter der Stadt steil den Hang hinauf führt. Im malerischen Gassengewirr der Altstadt stauen sich Touristengruppen aus aller Welt.

Der Staat als Familienunternehmen

In einer verwinkelten Gasse liegt das winzige Geschäft von Mirko. Der Mann mit leicht angegrautem Haar und einem wachen Blick verkauft Postkarten, Schmuck und allerhand Souvenirs. Doch eigentlich ist Mirko Künstler. Sobald er uns Deutsch sprechen hört, erzählt er von Berlin und von seiner Ausstellung, die dort vor einigen Jahren stattfand. Angesprochen auf sein eigenes Land verdüstert sich sein Gesicht. «Alles, was hier in Montenegro noch funktioniert und in einem guten Zustand ist, stammt noch aus Zeiten Jugoslawiens», sagt er. «Montenegro ist kein richtiger Staat. Es ist zum «Unternehmen Djukanovic» verkommen.» Damit spielt der Künstler auf den Clan des mächtigen Milo Djukanovic an, der abwechselnd als Staatspräsident oder – wie jetzt gerade – als Premierminister waltet. Seine Familie besetzt verschiedene einflussreiche Positionen in Montenegro und zieht bei allen wichtigen Geschäften und Investitionen die Fäden.

Eine erstaunlich breite und neue Strasse führt hinter Kotor die steile Bergflanke hinauf Richtung Hinterland. Kaum ist das glitzernde Meer hinter dem ersten Felsriegel verschwunden, beginnt ein völlig anderes Montenegro: Felsen, Wälder und tiefe Schluchten prägen die wilde Landschaft, die Abstände zwischen den kleinen Dörfern werden immer grösser, die Häuser und kleinen Höfe am Strassenrand wirken ärmlich.

Am Abend erreichen wir einen einfachen Campingplatz gleich beim Durmitor-Nationalpark im Nordosten Montenegros. Ivan kommt auf seinen langen dünnen Beinen zum Eingang geeilt. Er öffnet das Schiebetor und heisst uns mit einem freundlichen Lächeln in seinem



kugelrunden Gesicht willkommen. Der Campingplatz ist eigentlich ein umfunktionierter Bauernhof. Jeden Abend treibt Ivan eine Handvoll schwarzer Kühe mit eindrucksvollen Hörnern in den Stall gleich neben dem Toilettenhaus. Das Wasser in der Dusche fällt immer wieder mal aus, und nachts verteilen Hunde den Inhalt der Abfalleimer unbekümmert über den ganzen Platz. Ivan und sein Chef werkeln ständig an den terrassierten Stellplätzen für Zelte und Campingbusse herum. Wer vormittags in der Rezeption des einfachen Wohnhauses seine Rechnung bezahlen will, findet die beiden Männer in einem muffigen Zimmer beim Schnapstrinken.

Der Ausblick auf das Durmitor-Massiv, laut der lokalen Tourismusagentur «definitely one of the most impressive mountain regions of Europe», entschädigt locker für den improvisierten Campingbetrieb. Frühmorgens liegt eine tiefe Stille über diesem Fleck Natur. Statt Verkehrslärm oder das Stottern eines Rasenmähers hört man das Summen der Insekten im nahen Wald und die heftig flatternden Enten bei ihrem Landeanflug auf den nahe gelegenen Bergsee.

Skifahren für Nostalgiker

Das Dörfchen Zabljak liegt am Eingang des Nationalparks. Dort lernen wir Dane kennen, einen grossen, kräftigen Mann mit Vollglatze. Er arbeitet im Sommer als Rafting-Guide und im Winter als Skilehrer. «Früher war Zabljak ein bekannter Skiort», schwärmt er. «Das kontinentale Klima bringt uns im Winter meterweise Schnee.» Doch die Schneesportanlagen seien mittlerweile völlig veraltet und so langsam, dass kaum einer mehr hierher komme. Auf seinem Smartphone zeigt er

uns Fotos von tief eingeschnittenen Häusern mit den für die Gegend typischen bunten Dächern. Auf einem kurzen Film sind Dane und seine Freunde zu sehen, wie sie mit Schneemotorrädern einer Horde Gamsen hinterherrasen.

Zurück an der Küste lädt uns eines Abends eine alte Frau zum «Rakia» ein, einem Glas einheimischen Schnaps. Wir haben in ihrem Vorgarten parkiert, eine Toilette und eine Spüle gibt es in einem kleinen Anbau. «Autocamp» nennen sie das in Montenegro. Mit uns am Tisch sitzt Julka, eine fröhliche Serbin mit flammend rot gefärbtem Haar. Sie arbeitet als Übersetzerin und spricht hervorragend Deutsch. Julka erklärt uns, warum im Norden Montenegros so viele Autos mit serbischen Kennzeichen unterwegs sind: «Viele Leute dort sind Serben und nach der Unabhängigkeit über die Grenze gezogen», sagt sie. «Aber ihre Häuser auf der montenegrinischen Seite haben sie oft behalten.» Sie selber reist bei jeder Gelegenheit ans Meer – jene tiefblaue Kostbarkeit, die Serbien vor knapp zehn Jahren an Montenegro verloren hat.

Der Schnaps brennt im Hals. Die Grossmutter, die ihn ausgegeben hat, lacht und schenkt nach. Ein Schnaps mit Charakter wie die Einheimischen: herb, aber herzlich.

Cathrin Caprez, 1982, ist Chemikerin und Journalistin. Aufgewachsen ist sie im Prättigau, derzeit lebt sie in Zürich.

Tatort Lagerplatz

«Die verbrecherische Lust, einen Film zu machen» nannte Christoph Schlingensiefel Anfang der 80er-Jahre seine Motivation, Langspiel-filme zu drehen. Diesen als Auftakt eines Befreiungskampfs gegen die Zumutungen des filmischen Realismus gesetzten Worten blieb Schlingensiefel treu. Bis zuletzt hat er es verstanden, die Welt unter seine künstlerische Verfügung zu zwingen (anders: das Mögliche gegen das Wirkliche auszuspielen). Was über den Willen zu einer eigensinnigen oder auch: wahnsinnigen Leistung hinaus der reale Einsatz seiner Arbeiten war, ist ein Faszinosum geblieben. Zumal bei seinem letzten Projekt, dem *Operndorf* in Burkina Faso, das noch immer im Bau ist.

Eine Gruppe von Winterthurer Kinoliebhabern hat sich Schlingensiefels Parole zu eigen gemacht, um ein nicht ganz so utopisches, aber gleichfalls eher unwahrscheinliches Projekt in Angriff zu nehmen: einen neuen Spielort für Reprisen-Kino zu bauen. Film-Reprisen hatten in der Stadt bisher, vom Filmfoyer (Loge) bis zum Kino Nische (Gaswerk), eher eine Randexistenz geführt. Nicht gerade verbrecherisch, doch etwas verwegen war der Plan. In rund fünfmonatiger Bauzeit entstand unter dem Dach des Gebäudes 192 auf dem Lagerplatz ein nagelneuer Saal mit 84 Plätzen. Darin wird mit digitaler Technik sowie einem 35 mm-Projektor älteres und jüngeres Filmschaffen aus der Schweiz und aus der Welt projiziert. Kostenpunkt: 1,8 Mio. Franken. Im Cameo, so der Name des neuen Kinos, werden neben Reprisen auch Premieren gezeigt, alles in Originalsprache (mehr dazu auf Seite 49).

Beispielsweise läuft als Vorpremiere die hiesige Produktion *Heimatland*. Inhalt: Die Schweiz wird von einem Sturmtief verwüstet, das sich im inneren Alpenraum zusammenbraut und weder ab-noch weiterziehen will. Diesen Sommer lief der Katastrophenfilm in Locarno. Nicht weniger als zehn verschiedene Regisseurinnen und Regisseure waren daran beteiligt. Wie es scheint, ist eine einzelne künstlerische Perspektive der neuhelvetischen Unübersichtlichkeit nicht gewachsen – und sei es ein zorniger Lukas Bärfuss.

Diesen Herbst zeigt das Cameo ausserdem die «Back-to-the-Future»-Trilogie; drei Tage vor dem Programmstart am 24. Oktober 2015, so will es der zweite Teil von Steven Spielbergs Blockbuster-Reihe, wird Marty McFly in der Zukunft gelandet sein. Wenn dieser Text erscheint, ist Marty gemäss Drehbuch zwar bereits wieder zurück in eine andere Zukunft gereist. Aber es sollen sich doch all diejenigen bitte melden, die ihn auf dem Lagerplatz haben herumfliegen sehen (Hoverboard und Flux-Compensator sei Dank). So können wir sicher sein: Der «richtige» Lauf der Dinge ist wiederhergestellt, das Kino wird seinen Betrieb aufgenommen und hoffentlich viel Publikum gefunden haben.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker und arbeitet an der Universität Zürich.

Darfs ein bitzeli weniger sein?

Etwas ist beruhigend am Umzug vom Thurgau ins Toggenburg: Viele Dinge bleiben gleich. Der Umgang mit Kulturschaffenden ist, nur um ein Beispiel zu nennen, in bestimmten Kreisen hier oben vergleichbar mit demjenigen unter der dicken Nebeldecke.

Im Gespräch mit Toggenburger Kulturschaffenden erfahre ich, dass auch hier um Preise von Werken gemärtet wird, schlimmer noch als auf dem Kalbermarkt. Als liberal denkender Mensch sage ich mir natürlich: «Hey, jeder darf den Preis selber stecken, für den er oder sie das Produkt verkauft oder aber kaufen möchte.» Doch ist ein «Produkt», etwa ein Buch oder ein Bild, eine Collage oder eine Plastik, nicht sehr viel mehr als die Rohstoffe, aus denen es «hergestellt» wird? Und: Wie definiert man einen angemessenen Preis?

Es erstaunt mich nicht, zu erfahren, welche Personen um Preise schachern. Es sind oft nicht jene Menschen, die staunend vor einem Stück stehen. Die sich über Farben, Struktur oder Wortgeflechte freuen. Die von sich selber sagen, sie verstünden nichts davon. Nein, es sind nicht die angeblich Kunst- und Kulturfernen, die mangels Wissen zu märten versuchen, sondern oft jene, die sich grossmundig öffentlich für Kultur engagieren. Hier ein Franken weniger, dort ein paar Hunderter weniger. Es will schliesslich gespart werden! Und am Ende macht man einfach ein Foto mit dem Smartphone, damit man die Idee der Künstlerin oder des Künstlers daheim gemütlich nachbasteln kann.

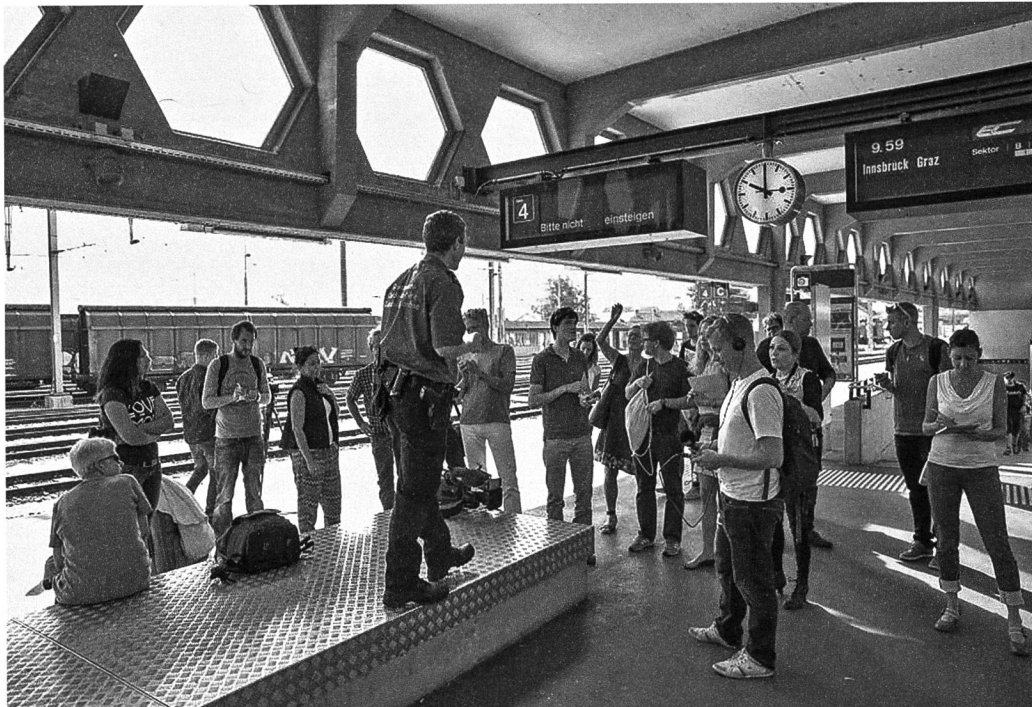
Doch was bleibt, ist ein bitteres Gefühl in der Magengegend. Ein Buch will ersonnen und geschrieben werden. Sehr viel Zeit und Herzblut stecken darin. Ein Bild wird nicht einfach nur hingemalt, sondern es wird erfunden. Wer Kunst kauft, kauft mehr als ein Produkt.

Wer mir als Argument für einen Preisnachlass sagt: «Dein Buch steht dann aber im Regal der Schweizer Autoren», hat nicht ganz verstanden, worum es (mir) beim Schreiben geht. Regale, Schubladen und Preisetiketten interessieren nicht, wenn frau einen Text erschafft. Es ist eine Beleidigung für mich als Autorin, wenn ein Kunde bei der Übergabe eines signierten Buchs um einen Pauschalabschlag bittet. Lieber verschenke ich ein Buch an einen Leser, der es sich nicht leisten kann, als dass ich es an einen wohlhabenden Menschen verscherble.

Der oder die Kunstschaffende, will er oder sie nicht nur von Subventionen getragen werden, ist auf Fairness seitens der Kunden angewiesen. Man kann nicht immer nur nach dem Staat schreien, sondern sollte bereit sein, seinen eigenen Geldseckel zu öffnen – gerade beim Kauf von Kunst- und Kulturgegenständen. Man sollte bereit sein, den Preis zu zahlen, von dem der Erschaffer, die Erschafferin eines Werkes auch anständig leben kann. Alles andere ist Heuchelei.

Zora Debrunner, 1977, ist Fachfrau Betreuung, Autorin (u. a. Demenz für Anfänger) und Vorstandsmitglied des Vereins Saiten.

Wir, die Flüchtlinge und die Grenzen



Refugees am Buchser Bahnhof. Bild: vaterland.li

Mit dem Herbst erreichte das Rheintal die Krise unserer Zeit. Bisher hatte man sie nur am Fernsehen gesehen, die Flüchtlinge – sie waren aufgetaucht in der Tagesschau um 19.30 Uhr, sie liefen durch Ungarn mit ihren Rucksäcken, in denen offenbar alles Platz hatte, was ihnen geblieben war, und nach drei Minuten waren sie wieder weg und die Moderatorin kündigte den nächsten Beitrag an.

Nun, an diesem Tag im September, sollten die Flüchtlinge in Buchs ankommen. Am Bahnhof des Grenzorts formierten sich die Polizei und die Journalisten – zusammen hatten sie gewarnt: «Ein grosser Ansturm wird erwartet.»

Am Ende kamen nur wenige Flüchtlinge am Bahnhof an, ein knappes Dutzend, in den Köpfen der Rheintaler waren es mehr. Das Thema dominierte in Meinungsforen und auch in den Foren der Dörfer: den Vereinen. Als ich neulich mit der Aktivriege meines Marbacher Turnvereins in die Bündner Berge verreiste, diskutierten wir über die Menschen, die ankamen, und vor allem über jene, die noch ankommen dürften. Politik ist auf unseren Wanderungen selten ein Thema.

Jemand sagte: «Wir können nicht alle reinlassen. Wir müssen unsere Grenzen doch kontrollieren.»

Jemand sagte: «Die Leute kommen sicher nicht freiwillig.»

Und jemand sagte: «Das ist schon verrückt, wie viele Leute da kommen.»

Ich sagte ein paar moderierende Worte – als ich mich selber reden hörte, kam ich mir vor wie einer dieser Lokalpolitiker aus Bülach oder Stäfa, die am Sonntagabend bei «Tele Züri» die Weltpolitik verhandeln. Über unserer Tischrunde lag eine mir neue Unsicherheit. Die Lage war unübersichtlicher geworden, die Empörung verschwunden. Wir wechselten bald das Thema.

In Buchs kommen jetzt mehr Flüchtlinge an als damals im September, bis zu 80 pro Tag, die Behörden bereiten sich auf noch mehr vor, niemand weiss, wie das alles endet.

Am Ende der Turnverein-Tischrunde stand ein anderes Thema. Marbach, unser Dorf, könnte in den nächsten Jahren mit Rebstein fusionieren, Grenzen könnten sich auflösen – im Moment laufen Abklärungen. Meine Freunde sind kritisch, und je länger wir an jenem Abend darüber diskutierten, desto fester wurden unsere Stimmen, desto bestimmter wurden wir.

Die Grenze zwischen unseren Dörfern ist schön übersichtlich.

Samuel Tanner, 1991, ist Inlandreporter bei der Basler Zeitung. Er ist im Rheintal aufgewachsen und wohnt in Oerlikon.

Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung



Höhere Fachschule für Künste,
Gestaltung und Design

ein blick

kommen, schauen, machen

Tage der offenen Türen

12. November
Zürcherstrasse 430, St.Gallen

13./14. November
Demutstrasse 115, St.Gallen
Kugelgasse 19, St.Gallen

Weitere Informationen unter gbsg.ch
Besuchen Sie uns auf Facebook

Gewerbliches Berufs- und Weiterbildungszentrum St.Gallen



mittagsmenu
montags-freitags
inklusive vorsepeise, getränk + kaffee
21.50 / 24.50

krug
die quartierbeiz

metzgergasse 28 sankt gallen 071 220 97 83 restaurantkrug.ch



www.viegener.ch



viegener
jung frust optik

Mal stolz sein

Das Abgabedatum für die Saiten-Kolumne schleicht sich manchmal auf sehr leisen Sohlen an mich heran, überfällt mich von hinten und lässt mir kaum Zeit für gut recherchierte, gelassene Analysen von da noch Kommendem oder Zeitgeistigem. Setze ich mich dann hin und tauche in mein Appenzell ein, stosse ich mich erst mal da und dort am Offensichtlichen, am Bildhaften, am auffälligen, typisierten Appenzell. Und bin genervt ob all dem abschliessend Definierten, das mich umgibt und einengt.

Damit soll, für die nächsten Zeilen zumindest, Schluss sein! Ich bin nämlich auch stolz auf mein Appenzell. Gut, stolz ist ein wenig übertrieben. Stolz riecht nach Patriotismus, nach «Stolz uf üseri Schwiiz», nach «So soll es bleiben». Solch ein gemütliches sich Rankuscheln an ein schlichtes Appenzell reizt meinen Widerspruch. Wie auch eine gewisse Abwehrhaltung gegenüber Veränderungen, gegenüber einem vielleicht fruchtbaren, wilden und kraftvollen Chaos mich ungeduldig werden lässt. Und zurückzwicken lässt. Aber lassen wir das, hier und jetzt wird Appenzell nicht gekniffen, sondern kriegt von mir für ein wohligh warmes So-ist-es-gut-Gefühl eine kleine Streicheleinheit.

Ich knicke ein – es fühlt sich halt doch irgendwie an wie Stolz. Ja, ich bin stolz, dass sorgfältig ausgeführte Arbeit in meinem Appenzell echte Wertschätzung erfährt. Dann und wann werde ich von ehemaligen Studienkollegen gefragt, ob ich in meinem Niedriglohnjob hinter einer Ladentheke nicht unterfordert sei und was ich denn als nächsten grossen Schritt nach vorn so plane. Appenzellerinnen fragen im Allgemeinen eher, worin meine Arbeit eigentlich bestehe und was ich so mache. Unabhängig vom Inhalt der Arbeit, ob mit einer Kettensäge Weihnachtssterne aus Baumstämmen geschnitten werden, ob als Bankangestellter eine gute Kreditberatung erbracht wird, ob drei Tische als Brunnen aufeinandergestapelt werden oder ob als Hausfrau vier Kinder, Mann, Haus und Garten versorgt werden – wird eine Arbeit mit einer gewissen Hingabe ausgeführt, erfährt sie Interesse und Anerkennung.

Diese Art der Anerkennung, unabhängig von Stand und Person, ist keine hart erbrachte Leistung von mir. Und doch gehört sie zu mir, diese Wertschätzung, denn ich bin eine Appenzellerin. Zumindest in dieser Hinsicht fühle ich mich zugehörig und bin ein wenig stolz auf mein Appenzell.

Melina Cajochen, 1982, arbeitet im Bücherladen Appenzell.

«Du bist schuld, wenn wir heute verlieren.»



Zehn Fussball-Nationalspieler aus dem ostafrikanischen Eritrea haben politisches Asyl in Botswana beantragt. Die Spieler verweigerten einen Tag nach dem WM-Qualifikationsspiel in Francistown die Heimreise. Das bestätigte eine Nichtregierungsorganisation aus Eritrea gegenüber der Nachrichtenagentur AFP.

«Etwa zehn Spieler sind am Mittwoch nicht in das Flugzeug gestiegen, weil sie politisches Asyl beantragen wollen. Sie werden nun von den Behörden angehört», erklärte der Rechtsanwalt Dick Bayford, der die Eritreische Bewegung für Demokratie und Menschenrechte vertritt.

360'000 Menschen sind im vergangenen Jahr aus dem Land geflohen – bei einer Bevölkerung von gerade einmal sechs Millionen. Bereits früher hat es Fälle gegeben, in denen Fussballspieler aus Eritrea ihre Heimreise verweigerten: 2009 in Kenia, 2011 in Tansania oder 2012 in Uganda.

Eritrea, Nummer 202 der FIFA-Weltrangliste, hat am Dienstag in Botswana 1:3 verloren und ist damit, nach einem 0:2 im Hinspiel, aus der WM-Qualifikation ausgeschieden.

Ich glaube, es war im Jahr 2010, als ich mir in meiner Heimatstadt Dekemhare zuletzt ein Fussballspiel der Eritreischen Liga angesehen habe. Ich weiss nicht mehr genau, gegen wen Dekemhare damals gespielt hat, aber es war interessant. Während dem Spiel kassierte Dekemhares Captain eine rote Karte und ich konnte sehen, wie er aggressiv und hässig vom Feld stapfte.

Auch der Stadtpräsident von Dekemhare war im Stadion. Er ging zum immer noch aufgebrauchten Captain und sagte: «Du bist schuld, wenn wir heute verlieren.» – «Geh mir aus dem Weg, Mann», antwortete dieser ziemlich sauer. Als das Spiel zu Ende war, kamen Polizisten und nahmen den Fussballer fest. Weil er unhöflich war zum Stadtpräsidenten.

Krass, dass man nicht einmal während dem Spiel in Ruhe gelassen wird und jeder, der nur ein bisschen Macht hat, diese ausnutzt, um zu machen, was er will. Kein Wunder weigern sich die Profis der Nationalliga immer mal wieder, zurück nach Eritrea zu reisen.

Yonas Gebrehiwet, 1996, ist mit 15 Jahren aus Eritrea in die Schweiz gekommen. Er wohnt in Rheineck und macht derzeit eine Ausbildung zum Textiltechnologien.